

五

Wer über Beziehungen sprechen will, muss auch über ihren Missbrauch sprechen. Helene Bracht rührt an ein Tabu. Sie verändert Denkweisen, indem sie am eigenen Beispiel über Liebesversuche und Liebesfehlschläge, Sexualität und Macht, Täter und Opfer nachdenkt. Wie nebenbei erzählt sie dabei eine Geschichte der Bundesrepublik, von den lastenden Nachkriegsjahren über die sogenannte sexuelle Revolution bis zur moralisch erregten Gegenwart. Voll von unerwarteten Wendungen und Reflexionen, Erlebnissen und Erfahrungen ist *Das Lieben danach* eine hellsichtige Betrachtung unseres Umgangs mit Intimität. Das »Abenteuer, miteinander etwas zu teilen, das verletzlich macht« wird mit diesem Buch in ein neues Licht gerückt.

HELENE BRACHT wurde 1955 in Nordrhein-Westfalen geboren. Sie studierte Pädagogik und Psychologie, lernte Schauspiel und Theaterregie und arbeitete viele Jahre am Theater. Heute lebt sie als Psychologin mit eigener Praxis in Berlin. Unter ihrem bürgerlichen Namen Mechtild Erpenbeck erschienen im Rahmen ihrer Beratungstätigkeit zahlreiche Fachpublikationen. *Das Lieben danach* ist ihre erste literarische Veröffentlichung.

Helene Bracht

Das Lieben danach

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich
Mit freundlicher Genehmigung der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
© 2025 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren. Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2025

Einbandgestaltung: Katja Holst, Frankfurt am Main,
unter Verwendung eines Motivs von shutterstock , © Buse Sahan
Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu
Einbandmaterial und Vorsatzpapier:
Surbalin von peyer cover gmbh, Leonberg
Druck und Bindung: cpi books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7668-4

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de

Das Lieben danach

Am Meer

Some of them want to use you, some of them want to get used by you. Lautsprecher wummern irgendwo weit unterhalb meines Fensters. Disco-Outdoor-Spinning. Na prima, denke ich, ausgerechnet. *Some of them want to abuse you, some of them want to be abused.* Ein Remix des Eurythmics-Hits aus den Achtzigern. Ein Hit zum Abtanzen, ich habe ihn geliebt. Diese Version ist schneller als das Original, metallisch, peitschend. Ich lehne mich über die Fensterbrüstung: Da strampeln sie schwitzend auf ihren Spinningrädern. *Sweet dreams are made of this, who am I to disagree.* Ja, denke ich, ja, so ist es wohl.

In einem der gehobenen Touristik-Clubs auf den Kanaren. Hier ist Tag für Tag Party. Von morgens bis abends Sport und Unterhaltung, von *Spinning* über *Latschenweitwerfen am Strand* bis zu *Quiz am Pool*. Immer sind von irgendwo die Bässe einer treibenden, rhythmischen Musik zu hören, von Schlager bis Techno, immer hört man aus irgendeinem Event Johlen und Rufe. »Ohne Spaß kein Fun«, brüllt der Animateur in sein Mikrofon. An jedem Tresen, an jedem Esstisch, am Pool, in der Sauna, auf dem Tennisplatz oder der Yogamatte – die Menschen zeigen sich und wollen gesehen werden. In trendigen Sportklamotten, opulenter Abendgarderobe, strahlend weißen Bademänteln oder *Designer Casual Wear*.

Wie ich dieses Ambiente genieße. Das hier ist mein Schutzgebiet, mein Unsichtbarkeitsasyl, schon seit einigen Jahren zieht es mich immer wieder zum Schreiben hierher. Ich liebe dieses überhitzte Treiben, das mir nichts bedeutet, schmiege mich in die Geschäftigkeit der anderen wie in ein samtenes Futteral. Die vielstimmigen Aufgeregtheiten, die nichts von meinem stillen Vergnügen wissen, sind mir willkommen. Mit mildem Einverständnis betrachte ich ein Treiben, das ich sonst reflexartig ablehnen würde: das Schaulaufen am Abend auf Highheels, das Sich-Spreizen, die Salven überdrehten Gelächters, die Sixpacks unter tief aufgeknöpften Hemden, das viele *Bling-Bling* – alle wetteifern sie emsig um Rang und Prestige. Wer könnte es ihnen verdenken. Ich bewege mich unter diesen Vergnügungswilligen ohne jeden Vorbehalt. Lächle vor mich hin, schlendere leise summend über das Gelände, bleibe zuweilen stehen und schaue ihnen allen ungeniert bei ihren illustren Tätigkeiten zu. Ich bin alt. Alte Frauen sieht man nicht.

Obwohl gewissermaßen am Spielfeldrand stehend, unbeachtet und unbehelligt, gehöre ich hier dazu, bin Teil der Club-Gemeinschaft, ein Menschenwesen unter anderen Menschenwesen. Hier darf ich, in Anonymität wunderbar geborgen, wochenlang *keine* Bekanntschaften schließen, mich Stunden und Tage verkriechen oder struppig und gedankenverloren die Laufwege der anderen kreuzen. Ausgerechnet die Fremdheit ihrer Gelüste und Alltagsrituale verschafft mir ein Gefühl tiefer Verbundenheit. *Everybody's looking for something*. Eine Figur aus dem Fünfziger-Jahre-Roman »Illusionen« kommt mir in den Sinn, eine ungefähr gleichaltrige Frau, die Gefallen daran findet, zur *Rush Hour*

allein durch die Einkaufsstraßen einer Großstadt zu gehen und dabei mit dem Menschenstrom zu verschmelzen. Über sie heißt es: »Das Bewusstsein der Vereinzelung erlosch, sie genoss [...] ein köstliches Dazugehören, ein schicksalsloses, namenloses Untertauchen.«¹ Die Frau empfindet, genau wie ich in dieser Gesellschaft hier, den sie umgebenden Rumor als Bedingung der Möglichkeit eines Seelenfriedens, den nur ein solches auf Verbundenheit bezogenes Alleinsein gewähren kann.

Ich denke an die Schattenwelt all der anderen »älteren« alleinstehenden Frauen, gleichsam den Seniorinnenclub der »Singulären Frau«, über die Katja Kullmann so erhellend geschrieben hat.² Das ist meine Kohorte. All die *Fräuleins*, *Späten Mädchen* und *Alten Juffern*, wie sie in der westfälischen Familie meines Vaters genannt wurden. Für mich als Pubertierende waren sie Gespenster, peinliche, unglückliche, unerlöste Gestalten. Lauthals und unermüdlich postulierte ich, niemals je so enden zu wollen. So beschäftigt war ich damit, dass sich meine Mutter sogar veranlasst sah, die entsprechenden Frauen in unserer Bekanntschaft in Schutz zu nehmen: »Jeder hat sein Schicksal, Kind, nun sei mal nicht so.« Doch die volkstümlichen Schmähbegriffe leisteten bei mir ganze Arbeit: Besonders augenfällig durch das der *Juffer* gern vorangestellte Adjektiv »vertrocknet« wurde diesen Frauen ihr geschlechtliches und damit lebendiges Sein abgesprochen – letztlich also ihre Daseinsberechtigung. Das war es wohl, wovor mir graute.

I travel the world and the seven seas. Und am Ende ist es allen Schwüren meiner Jugend zum Trotz doch passiert. Das Alleinsein. Inzwischen – das habe ich absolut nicht kommen

sehen – macht mir die Sache richtig Spaß. Eine kapitale Last der vergangenen Lebensjahrzehnte ist mir unversehens vom Gemüt gepurzelt (wann geschah das?), all die körperliche Beklommenheit in der Öffentlichkeit, die immerwährende Selbstüberprüfung mit den Augen der anderen. Bin ich zu dick? Zu dünn? Zu groß? Zu ungelenkt? Zu schlampig, zu auffallend gekleidet? Zu geschminkt? Zu wenig gestylt? Ist mein Gang, sind meine Bewegungen weich genug, um als weiblich zu gelten, und bestimmt genug, damit ich überhaupt als eigenständiges Wesen wahrgenommen werden kann? Fällt es auf, dass ich allein unterwegs bin? Und wenn ja, habe ich dann überhaupt ein Daseinsrecht? All diese Fragen, die noch in meinem Körper stecken, knapp unter der Haut, sind hinfällig. Die ewige innere Spannung, als Frau gesehen und doch nicht belästigt werden zu wollen, hat sich gelöst. Alte Frauen sieht man nicht. Es sei denn, sie verhalten sich unbotmäßig, schrill, schrullig – dann sind sie ein Ärgernis. Ein Ärgernis aber bin ich nicht. Ich zähle einfach nicht. Welch unglaublich süße Freiheit.

Ich sitze in meinem Turmzimmer hoch über dem Meer am Fenster und schreibe. Es ist still hier drin, das tosende Club-Remmidemmi rundum gedämpft, nur ein willkommenes Grundrauschen der Stille. Die Tastatur klackert willig und diskret. Gleich hinter dem Monitor, wenn ich aufschaue, das Meer. Weit, so weit, und heute nahezu unwirklich blau. Atlantische Ewigkeit. Draußen, wo die Tiefsee beginnt und die großen Schiffe kreuzen, tragen die Wellen weiße Schaumkronen, dort muss es stürmisch sein.

Im Zimmer nebenan wird mit einem lauten Rumms die Balkontür geöffnet. Es wohnt dort ein bemerkenswert un-

auffälliges Paar. Mittelalt, mittelgroß, mittelblond, mittelfreundlich. Deutsche. Ich begegne ihnen manchmal im Hotelflur oder auf dem Gelände. Stets in sportlicher Outdoor-Kleidung mit kleinen Tagesrucksäcken, praktisch, blass, unsexy. Wenig typisch für das Ambiente hier. Ihre Gesichter sind leicht zu vergessen, nicht aber ihre stets einander liebevoll zugeneigten Körper. Sie beschäftigen meine Fantasie, diese beiden. Haben sie Kinder, ist vielleicht unlängst der letzte Nesthocker nach dem Bachelor endlich ausgeflogen, handelt es sich also um ein altes, vertrautes Paar, das sich einen zweiten Honeymoon gönnt? Oder haben sie sich im Gegenteil gerade erst kennengelernt, via Internet vielleicht, und sind frisch verliebt? Alles könnte sein. Wann immer ich meine Zimmernachbarn sehe, sind ihre Silhouetten durch eine Berührung verbunden. Wenn sie gehen, halten sie einander an den Händen, wenn sie stehend mit anderen plaudern, lehnen sie sich leicht aneinander oder umfassen die Taille des jeweils anderen, wenn sie sitzen, berühren sich als Minimalkontakt ihre Knie unter dem Tisch. Führt ein Impuls von außen dazu, dass sie sich voneinander lösen müssen, vergeht kaum ein Wimpernschlag, und ihre Körper streben wieder aufeinander zu, wie Pflanzen, die sich dem Licht entgegenstrecken.

Ich finde das entsprechende Gefühl sofort in mir wieder, kann den magnetischen Sog dieser inneren Ausrichtung auf ein Gegenüber förmlich spüren. Eine sanfte immerwährende Hinbewegung, der sich alles andere fügt. Gleich werden sie sich lieben, meine Zimmernachbarn, es ist ihre Zeit: Sie gehen morgens früh zum Sport, danach ein ausgiebiges Frühstück, dann zurück ins Zimmer, wo sie, wie auch ich es

stets tue, als Erstes die Balkontür öffnen. Und dann, so stelle ich es mir vor, sinken sie in der hereinwehenden Sonnenluft kosend auf das vom Roomservice frisch gemachte Bett und lieben sich. Ich höre sie. Sie können es nicht wissen, aber ich habe sie mit alldem richtig gern in meiner Nähe. Ihre alltägliche Liebesversunkenheit, die atemberaubende Zartheit im Umgang miteinander, dabei das Graumaisige ihrer äußeren Erscheinung, das alles schafft eine schwebende Präsenz liebender Verbundenheit. Eine in der Luft hängende stille Verheißung, die mir unversehens zu Erinnerung wird.

Bilder vergangener Reisen ziehen durch meinen Geist, endlose Autofahrten in liebender Zweisamkeit, immer gen Süden, weiter und weiter, mit Vorliebe in der Nacht, den Geruch von Pinien schon in der Nase, den Gesang der Zikaden im Ohr. Ruhig dahinfließende Gespräche, von einer Intimität und kontemplativen Freimütigkeit, wie man sie nur im dämmrigen Innenraum eines Fahrzeuges auf Autofahrten durch die Nacht führen kann. So mancher Beziehungsknoten ließ sich auf diese Weise lösen, Seite an Seite mit Blick nach vorn in die von den Scheinwerfern unseres in die Jahre gekommenen Gefährts immer etwas asymmetrisch erhellte Dunkelheit. Das kurze Aufscheinen fremdsprachiger Hinweisschilder, vage Umrisse unbekannter Landschaften – draußen die vorbeifliegende schlafende Welt, drinnen die Eintracht des physischen Miteinanderseins, die geliebte Stimme ganz nah, der erregende Gleichklang der Gedanken. Was wäre gewesen, frage ich mich mit pulsierender Lebendankbarkeit hinter meinen Atemzügen, was wäre gewesen, hätte es für mich all die Vertrauten nicht gegeben, all das Lieben, Lachen und Scheitern.

Einmal, diese an sich völlig unbedeutende Sequenz kommt mir plötzlich in den Sinn, durchfahren wir nachts die Weiten der Poebene, und vor uns über dem Horizont hing ein riesiger weißer Vollmond. Aus den Autolautsprechern tönte wie so oft Pink Floyds »The Dark Side of the Moon«, die amtierende Lieblingsmusik dieser Reise, und so kreisten unsere Gedanken minutenlang um den Mond. Da umrundet er seit viereinhalb Milliarden Jahren ohne Unterlass die Erde, sinnierten wir, wechselt ständig seine Gestalt, die Zeit seines Auftauchens und seinen Platz am Himmel, und doch ist es immer nur die eine, immer wieder dieselbe Seite, die er uns zeigt. Und obwohl uns seine andere Hälfte in alle Ewigkeit verborgen bleiben wird, scheint er uns hier unten auf der Erde ganz und gar vertraut, der Mond. Ist doch verrückt. – Von genau solcher Art waren sie, diese Gesprächsminiaturen, halblaut ausgesprochene Gedanken, assoziativ, versponnen, träge oszillierend zwischen Ironie und Andacht. So gefielen wir uns. Als die letzten Gitarrenriffs verklungen waren, folgte nach einem kleinen Schweigen die profane Conclusio: Man sieht eben nur, was man sieht. – In diesem Moment fühlte ich mich rundum kosmisch geborgen und dachte still: Sei's drum, wer will die auch schon sehen, die andere Seite.

So nähern sich meine Gedanken verstohlen der Geschichte, die ich erzählen will. Man könnte auch kühn sagen: die ich beleuchten will. Der Geschichte auf der Rückseite meiner Geschichten. Heute Morgen aber, in diesem sommerhellen Turmzimmer, neben dem sich hingebungsvoll liebenden Paar, erscheint mir die Begebenheit, die den Anfang dieser Geschichte markiert, verstörend klein und fremd. Schon

schäme ich mich meines Vorhabens. Nichts daran ist spektakulär. Nichts daran könnte einen Anspruch auf unbedingte Beachtung begründen. So denke ich, schwankend zwischen gelegentlichem Pathos und meiner über Jahre eingeschliffenen Nüchternheit. Und doch. Der Anfang. Die Zeit liegt weit zurück. Nahezu ein ganzes Menschenleben.

Drei frühe Lektionen in Sachen Sex

Eins

Eine periodisch wiederkehrende Szene meiner Kindheit, die ich, wenn ich sie abrufe, gestochen scharf in einer Endlosschleife vor mir sehe: meine Mutter in der Küche, mit wie immer *zu Berge stehenden Haaren* und verzweifelmtem Blick, weil wieder irgendetwas gerade anbrennt oder auf andere Weise aus dem Ruder läuft (die Haushaltsunfälle, die meine Mutter produzierte, ergäben eine stattliche Liste). Ihre Hüfte, mit der sie mich unsanft aus dem Weg schubst, anscheinend stehe ich immer gerade da, wo ich sie behindere. »Lenchen, lauf mir nicht immer zwischen die Füße, hilf mir lieber!« Dann urplötzlich der Vater, wie er die Küchentür aufreißt und mit finster entschlossener Miene exakt zwei Worte ausstößt: »Irma, jetzt!«

Jedes Mal, wirklich jedes Mal, nur diese beiden Worte. Danach Kehrtwendung und ab ins angrenzende *Elternschlafzimmer*. Die Mutter, wie sie nach einem winzigen Moment

des Erstarrens die Augen verdreht, das stets über ihrer Schulter hängende Geschirrtuch schnaubend in die Ecke pfeffert, energisch alle Gasflammen abdreht, sich auf dem Weg zur Tür mit einer kurzen, unwilligen Geste ihre Schürze vom Leibe reißt, mir ein halb entschuldigendes Lächeln zuwirft und, meinem Vater folgend, im Schlafzimmer verschwindet.

Zu welcher unbenannten Pflicht meine Mutter da immer wieder antreten musste – hatte ich als Kind eine Vorstellung davon? Ich saß meist noch lange reglos in meiner Lieblingsecke neben der Speisekammer auf dem Boden und hielt die Luft an. Ein vages Gefühl akuter Gefahr kroch regelmäßig an mir hoch. Der Blick meines Vaters so fremd, so gequält, so unerbittlich. Meine Mutter mit ihrer ärgerlichen Ergebenheit. Das alles roch nach für mich Unbegreiflichem. Ich hatte Angst. Um beide, meinen Vater wie meine Mutter. Die Luft anhalten, so lang, bis ich es trotz äußerster Anstrengung nicht mehr aushielt, war das Einzige, was dagegen in Maßen half.

Mein Vater war schwer kriegsversehrt. Sein gesamtes Becken war bei einem Bombenangriff zertrümmert worden und im Lazarett, wie er es formulierte, *notdürftig wieder zusammengeflickt*. Anzunehmen, dass er sich mit Funktionsproblemen herumschlug, die es ihm nur selten erlaubten, den *ehelichen Beischlaf* zu vollziehen. Gewiss war es für ihn eine entsetzliche Schmach, auf diese Weise behindert und also *kein ganzer Mann mehr zu sein*. Meine Mutter – nun, für sie wurde dadurch das Gehorsamsgebot noch bedingungsloser: Der Wille des Mannes war unverhandelbar, und die *eheli-*

che Pflicht kannte unter diesen Umständen weder Tag noch Stunde. Sexualität war für meine Mutter in all den langen Ehejahrzehnten reiner Frondienst. Etwas ultimativ Scheußliches, etwas, was man von Zeit zu Zeit möglichst klaglos über sich ergehen lassen muss. Scheußlicher noch als Böden schrubben, viel scheußlicher. So sagte sie mir später, mir, der fragenden Tochter.

Zwei

Ich kam von der Schule nach Hause, stapfte gerade die angeschlagenen Terrazzostufen unseres Treppenhauses hinauf und dachte beklommen an die Klassenarbeit in Rechnen, die wir in der letzten Stunde geschrieben hatten und die ich, das war sonnenklar, vollständig *verhauen* hatte. Rechnen war Teufelswerk, damit hatte ich nichts zu tun, das wusste ich schon als Drittklässlerin. Ich grübelte, wie ich meiner Mutter ausweichen könnte, wenn sie mir, oben angekommen, wie gewohnt aus der Küche die Frage entgegenschmettern würde: »Wie war die Arbeit, Lenchen?« Meine Mutter ignorierte stoisch die Tatsache, dass ich nicht sprach. Oder nur, wenn es unbedingt sein musste. Plötzlich hörte ich oben die Wohnungstür zuknallen, und mit rauschendem Petticoat und lautem Schluchzen flog mir Connie entgegen, unser *Lehrmädchen*. Sie war gerade siebzehn geworden und arbeitete seit einem halben Jahr im Büro des Innenausstattungsgeschäfts, das meine Eltern zusammen mit einer Polsterwerkstatt betrieben. Eine junge Frau, die ich abgöttisch verehrte, wohl weil ich sie damals so *erwachsen* fand mit

ihrer toupierten Turmfrisur und den klackernden Pfennigabsätzen. Und weil sie mir wie ein betörend schicker Gegenentwurf zu meinen alten, kriegsgrauen Eltern vorkam – sie waren beide bereits um die fünfzig in dieser Zeit.

Connie nahm stolpernd zwei Stufen auf einmal und rannte mich auf dem Treppenabsatz fast um. Als sie mit mir zusammenstieß, tat sie etwas völlig Unerwartetes: Sie schloss mich in die Arme und drückte mich so fest an sich, dass mein Kopf an ihrem Bauch von den Zwerchfell-Konvulsionen des Schluchzens ordentlich durchgeschüttelt wurde. Ich atmete den Duft des Petticoat-Tülls um mich herum und war vom Donner gerührt. Connie hatte mich zuvor noch nicht einmal zur Begrüßung angefasst, sie nickte immer nur nett und lächelte flüchtig, wenn sie mich traf. Nun konnte ich mich nicht entscheiden, ob ich über diesen jähen Innigkeitsausbruch stolz oder ob ich nicht vielmehr besorgt sein sollte, denn es musste ja etwas Fürchterliches passiert sein, da oben in unserer Wohnung.

Es kam verschiedentlich vor, dass geschäftliche Gespräche dort stattfanden – unsere Wohnung lag unmittelbar über den Verkaufsräumen – und nicht unten im *Chefbüro*. In der Regel immer dann, wenn es um delikate Dinge ging, das hatte ich schon bemerkt. Connie musste also irgendwas *ausgefressen* haben, so dämmerte mir, noch immer in ihrer bestürzenden Umklammerung gefangen. Als sie schließlich von mir abließ und weiterrannte und ich die elterliche Wohnung betrat, empfing mich Eiseskälte. Meine Eltern saßen fahlgesichtig am halb gedeckten Esstisch, schauten sich nicht an und schwiegen beide. Ich blieb ebenfalls schweigend im Türrahmen stehen und wurde nach einem kurzen reglosen

Moment, in dem nur das unbeeindruckte Piepsen von Hänchen, unserem Kanarienvogel, zu hören war, in mein Zimmer geschickt. Beim Hinausgehen hörte ich noch, wie meine Mutter zischte: »Dieses elende Herumpoussieren. Und gerade Pater Antonio!«

Ich hatte das Wort, das offenbar Connies Vergehen bezeichnete, schon mal gehört und wusste vage, dass es etwas Verwerfliches war, was vor allem Frauen taten. Und dass diese, wenn sie es damit übertrieben, »Flittchen« genannt wurden. Und *Flittchen* durften bei der Messe am Sonntag nicht zur heiligen Kommunion gehen, so hatte es mir meine Mutter mal beigebracht. Was also war passiert? Hatte Pater Antonio ihr vielleicht den *Leib Christi* gegeben, obwohl sie ihn gar nicht bekommen durfte? Pater Antonio, ein aus Ecuador stammender Aushilfspriester der Pfarrgemeinde, der häufig zu Besuch in unsere Familie kam, war nämlich ausnehmend schusselig. Wir alle liebten ihn sehr und hatten großes Vergnügen an seiner verlegenen Ungeschicklichkeit und den drolligen Fehlern, die er beim Deutschsprechen machte.

»Die ist weg, die Connie. Papa hat sie rausgeworfen«, war die einzige Auskunft, die ich später beim Geschirrspülen von meiner sichtlich aufgewühlten Mutter bekam. Und dass es sich um eine Angelegenheit handelte, über die man nicht mit anderen reden durfte. »Hörst du, Kind, kein Sterbenswörtchen!« Wieder ignorierte sie, dass das Schweigegebot bei mir nahezu überflüssig war. Im Laufe der Zeit setzte sich für mich folgendes Bild zusammen: Connie – nun war amtlich, dass sie ein *Flittchen* war, denn meine Mutter benutzte ihren Namen nur noch mit diesem Zusatz –, also Connie,